

Gastkommentar über Geschlechterklischees und weibliche Selbstzweifel

Die Nöte der Frauen mit Mathematik

Männer haben von Natur aus mehr mathematisches Talent als Frauen. Diese Behauptung des Präsidenten der Harvard University, Larry Summers, hat vor ein paar Jahren zu einem Sturm der Entrüstung geführt. Er musste von seinem Amt zurücktreten.

Doch viele vertreten die Ansicht, Mathematik hätte etwas mit biologischer Tauglichkeit zu tun. Auf den ersten Blick bestätigen die Pisa-Studien solche genetischen Unterschiede. Knaben sind im Durchschnitt aller teilnehmenden Staaten in Mathe besser als Mädchen. Doch es gibt auch Überraschungen. In Westeuropa sind Mädchen und Knaben in Island, Schweden und Norwegen gleich gut. In Finnland sind die Mädchen sogar besser. Das sind genau die Staaten, die auch im International Gender Gap Index besser abschneiden. Er berücksichtigt Einkommensunterschiede, die Beteiligung am Arbeitsmarkt und die Vertretung von Frauen in Spitzenpositionen. Mädchen erreichen offenbar umso bessere Leistungen in Mathematik, je fortschrittlicher das Geschlechterverständnis ist. Daraus lässt sich schliessen, dass mathematische Geschlechtsunterschiede kaum die logische Folge eines Naturgesetzes sein können.

In der Schweiz gibt es deutliche mathematische Geschlechtsunterschiede zuungunsten der Mädchen. Warum ist dem so – trotz gut zwanzig Jahren Kampagnen mit bemerkenswerten finanziellen Aufwendungen? Zwar ist der Anteil junger Frauen in mathematisch-naturwissenschaftlichen Berufen inzwischen etwas angestiegen. Aber der wesentlichste Grund für die Mathematikschwäche des weiblichen Geschlechts dürfte in den Geschlechterschubladen unserer Gesellschaft liegen. Lehrkräfte und Eltern haben oft höhere Erwartungen an die

«Lehrkräfte und Eltern haben oft höhere Erwartungen an die Fähigkeiten von Knaben und loben sie stärker.»

mathematischen Fähigkeiten von Knaben und ermuntern oder loben sie stärker. Darum ist die Überzeugung, «Mädchen sind schlecht in Mathematik und gut in Sprachen» stark verbreitet. Bestätigt sich eine solche selbst erfüllende Prophezeiung, gilt dies als normal. Das ist problematisch, weil sich solche Überzeugungen in den Köpfen vieler Heranwachsender im Verlaufe der Sekundarstufe I verankern. Während sich Mädchen in Mathematik weniger zutrauen und mehr Selbstzweifel haben, hält sich die Mehrheit der Knaben für begabter und selbstbewusster – auch wenn dies ihre tatsächlichen Leistungen nicht rechtfertigen. Social Media, vor allem Tiktok, befeuern solche Klischees.

Dies sollte zu denken geben. Doch zu oft wird davon ausgegangen, Eltern und Lehrkräfte hätten Mädchen mit mehr Selbstvertrauen und weniger Selbstzweifeln auszustatten und nicht

damit zu beruhigen, sie hätten eben ihre sogenannte Mathematikschwäche von der Mama oder der Tante geerbt.

Doch das ist nur die eine Seite der Medaille. Geht es um Geschlechterklischees und Mathematik, ist die wichtigste Frage bisher eher am Rande thematisiert worden: Wie fördert unsere Gesellschaft nicht nur eine positive weibliche Selbsteinschätzung in Mathematik, sondern vor allem das Interesse? Dies kann nicht einfach über individuelle Haltungen, sondern nur über einen gesellschaftlichen Wandel und insbesondere durch Vorbilder geschehen. Dass es hier nicht zum Besten steht, verdeutlicht der aktuelle Kinofilm «Oppenheimer» von Christopher Nolan über den Vater der Atombombe.

In diesem Biopic kommen während 180 Minuten gerade mal zwei Wissenschaftlerinnen flüchtig vor: Lilli Hornig und Charlotte Serber. Und dies, obwohl sehr viele andere Frauen essenziell zum Gelingen des Vorhabens beigetragen hatten. Eine der nicht Erwähnten ist Lise Meitner. Sie hat sich an der Entwicklung der Atombombe nicht beteiligt und nannte sich später die «Physikerin ohne jedes böse Gewissen». Insofern ist der Film auch ein Muster der Negierung einer mathematisch begabten Frau, die sich trotz Ruhm und Ehre zur Pazifistin entwickelte. Auch so besehen ist der Film eine verpasste Chance.



Margrit Stamm, ist Erziehungswissenschaftlerin und emeritierte Professorin der Uni Freiburg

Der rote Theaterturm am Julierpass ist Geschichte



Der Julierturm des Kulturfestivals Origen wird nach seiner festgelegten Nutzungsdauer abgerissen. Der Baggerfahrer hatte gestern in der Bündner Gemeinde Bivio viel Arbeit vor sich. In der atemberauben-

den Szenerie auf rund 2300 m ü. M. war der Holzbau Hort vieler Theateraufführungen. Die 30 Meter hohe Konstruktion musste Windstärken von bis zu 200 km/h standhalten.

Bild: Gian Ehrenzeller/Keystone

Meiereien

Der Boom im Nichtleben-Markt

Per Mail erhalte ich oft News aus der Welt der Wirtschaft. Ich weiss nicht, warum ich die News erhalte. Aber ich lese sie gerne, obwohl ich oft nicht oder nur ansatzweise verstehe, was sie mir sagen wollen. Dann stelle ich mir vor, was die seltsamen Wörter bedeuten könnten. So habe ich kürzlich erfahren, dass der Nichtleben-Markt boomt. Machen die Geschäfte mit Toten, frage ich mich. Schlimme Gedanken gehen mir durch den Kopf. Aber ich liege völlig falsch. Es geht nicht um Tote. Es geht um Nichtleben-Rückversicherungen. Da steige die Nachfrage jedes Jahr um 5,4 Prozent.

Der Grund für den Boom des Nichtleben-Marktes ist der Klimawandel. So habe ich das jedenfalls verstanden: Weil das Risiko von Naturkatastrophen stetig wächst, steigt auch das Bedürfnis von Erstversicherern, sich gegen solche Katastrophen bei Rückversicherern zu versichern. Es geht also um Geld. Schlimme Prognosen über den Zustand der Welt sind gut für Rückversicherer. Selbstverständlich aber nur, solange nicht alles denkbar Schlimme auch eintritt.

Man rechne mit angemessenen Renditen und einem nachhaltigen Preisniveau, lese ich weiter. Und begreife: Wer clever ist, investiert jetzt im Nichtleben-Katastrophenmarkt, vertrauend auf die zunehmenden Wirkungen des Klimawandels. Das ist zynisch, denke ich. Wie schon gesagt, ich verfüge über keine vertieften wirtschaftlichen Kenntnisse. Aber manchmal machen mich Wörter misstrauisch.



Jörg Meier
joerg.meier@chmedia.ch

Apropos

Eltern? Braucht's nicht mehr

Der Chatbot ChatGPT bekommt in Kürze Augen und eine Stimme. Konkret sollen eine Sprach- und Bildfunktion es ermöglichen, «ein Sprachgespräch zu führen oder ChatGPT zu zeigen, worüber Sie sprechen».

Das eröffnet neue Chancen. So können Kinder ihre Mathe-Hausaufgaben fotografieren, die Aufgabenstellung einkreisen, und schon teilt die künstliche Intelligenz ihre Lösungsvorschläge mit. Aufgabe verstehen? Lösungsweg finden? Mama oder Papa um Hilfe bitten? Braucht's nicht mehr.

Mit der Sprachfunktion erzählt ChatGPT dann das Guetnachtsgschichtli. Eltern braucht's auch hier nicht. Das ist fein. Zumal die Debatte versiegt, ob Kinder, über ihre Eltern sprechend, statt Mutter und Vater Wörter wie Elternteil oder Betreuungsperson verwenden sollen, wie die Stadtzürcher Mütter- und Väterberatung (neue: Betreuungspersonenberatung) jüngst vorschlug. Künftig heisst es: Meine Eltern sind Chatbot und Chatbotin.

Thomas Griesser Kym